

Die Zelle West

Nr. 38

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Schluß)

Eine Abends klappte Jeremias sein Hauptbuch mit einer freundigen, burschikosen Bewegung zu und sagte lächelnd: „Wir stehen besser, als wir dachten, Liebste.“

In den folgenden Tagen verschwand Jeremias auf Stunden, zum großen Verdruß seines Sohnes, der es gar nicht gewohnt war, so vom Vater zurückgesetzt zu werden. „Das kleine Wiejel“ schlüpfte zwischen den vielen langen Rudenreihen umher, ließ die blanken Augen sich ununterbrochen nach allen Richtungen wenden, fragte hier und dort bei Bekannten, aber er fand nie eine Spur. Frau Trude legte zunächst nicht viel Gewicht darauf; als sich die Abwesenheit ihres Mannes aber regelmäßig wiederholte, erschien ihr diese doch rätselhaft genug, um einmal nach dem Grunde zu fragen. Es war zwei Tage vor ihrem Wiegenfest, als sie mit dem kleinen Jeremi ziemlich spät ihr Logis betrat, ohne Jeremias vorzufinden. Er kam bald nach ihnen. In einem seltsamen Aufzuge. Die schlechtesten Kleider, die er sein eigen nannte, trug er auf dem Leibe. Dazu einen alten schabigen Filz. Und alles war überfät mit Farbenspritzern, grünen und weißen; der Hut schien von flüssigem Fett durchtränkt, und auch die Taschenärmel zeigten eine glänzende Verschaffenheit.

„Aber 'mias!“ Frau Trude hatte nie so verwundert gesprochen.

Er warf den öligen Filz in eine Ecke: „Wie? Seid Ihr schon da?“

„Was treibst Du?“

Er lächelte geheimnisvoll: „Eine alte Liebe.“

„In dieser Gala?“

„Wenn nur das Herz gut ist, weißt Du.“

„Bist Du unter die Maler gegangen?“

„Ja. Ich male mich in Del zu Deinem Geburtstag.“

Frau Trude schüttelte den Kopf: „Wenn es nur keine Dummheit ist, 'mias.“ Und, einer plötzlichen Eingebung folgend: „Laß mich mal unsere Kasse sehen.“

„Sie ist leer. Weinake. Alles verpinselt und verölt.“ Jeremias machte ein sehr verängstetes Gesicht.

Seine Heiterkeit freute sie, wenn sie sich auch einer kleinen Unruhe nicht erwehren konnte.

„Ich bin sehr neugierig, Liebster.“

„Übermorgen! Übermorgen wird das Gemälde enthüllt — kessit Jeremias Tattenbach.“

Sie staunte ihn noch immer an; so verwandelt schien er ihr.

Dann kam der Geburtstag. Hell, sonnig und milde zog er herauf. Am Vormittag besprach Jeremias die Bude, für den Nachmittag hatte er eine Vertretung gedungen. Frau Trude war schon im Velt mit Blumen begrüßt worden. Der kleine Jeremi gratulierte mit einem großen Rosenstrauß. Eine seltsame Erregung hatte sich ihrer bemächtigt. Sie fühlte, daß sie sich wieder an einer Wende im Leben befand; daß sie hinter die mühevollen Arbeit der letzten Jahre das Würdchen Sieg sehen könne. Wie seit seinem Unglück — hatte sie Jeremias so frisch, so heiter und harmonisch gesehen wie heute.

„Mach Dich hübsch,“ hatte er beim Fortgehen gesagt, „Dich und den Jungen. Ich bin ja so hübsch genug; aber wenn Du meinen Hochzeitsrock hervorsuchen willst —“

Ja, etwas Hochzeitliches hatte dieser Tag. Und was ihr seit Jahren nicht in den Sinn gekommen: sich selbst auf ihr Aussehen hin kritisch zu betrachten, das tat sie heut. Dreißig Jahre!

Trude trug den kleinen Spiegel in das hellste Sonnenlicht. Nun, die Augen blickten klar wie immer; weiß schimmerten die Zähne, und ein bräunliches, gesundes Rot färbte Stirn und Wangen. Ein kleiner senkrechter Strich teilte die Stirn — ja, das war wohl die Falte, die von dem Stirnrunzeln geblieben war. Jeremias durfte sich nicht darüber beklagen; es war ein Zeugnis seiner trüben, hoffnungslosen Stunden. Auch nicht über die feinen Linien, die sich um den Mund zogen und das Kinn energisch heranstreten ließen, — ihr Wille war auch für ihn tätig gewesen.

Fast wäre sie in ein tiefes Nachdenken geraten.

Aber der kleine Jeremi erinnerte an seine neuen Samthosen, an die blanken Stulpenstiefel und den Matrosenkragen: „Mach mich hübsch, Mutter. Dich auch.“

Sie tat's nach Kräften, soweit ihr bescheidener Kleidervorrat das erlaubte. In einem vergessenen Karton fand sich noch manche hübsche Kleinigkeit aus einer besseren Zeit. Ein weißer Spitzenkragen, Armبänder und ein goldbüchwickter Gürtel.

Als Jeremias kam, blieb er voll Staunen an der Tür stehen: „Wie? Das ist Frau Trude Tattenbach aus der Glücksbude? Liebste, Du

siehst wie eine Fürstin aus! Ich glaube, Dein Haar hat noch nicht den kleinsten gräulichen Schimmer. Wie Gold, wie pures Gold!“

„Aber treibe nicht, 'mias!“

„Aber treiben? Ach nein. Was ich sage, ist nur ein winziger, ganz winziger Teil von dem, was ich denke. Würde ich alles ausstrecken, denn möchtest Du wohl sagen, ich sei verrückt. Ich bin aber nur verliebt Trude. Sol' Dich mich an, ich, dem die grauen Haare schon in Büscheln um die Ohren stehen, ich könnte —“

„Schweig' still.“ Sie küßte ihn lachend.

„Horch! Da ist auch das alle Klagen wieder, wenn Du lachst!“

„Wie löricht Du heute redest, 'mias!“

„Meinetwegen. Du wirst rot wie ein junges Mädchen — und das seh' ich gerne. Trotzdem ich mehr Uriache hätte, zu erröten, Du hübsche, starke Trude!“

Sie stand am Fenster und hielt mühsam die Tränen zurück.

Der kleine Jeremi machte der Mühnung ein Ende: „Zieh mich auch an, Vater! Ich bin ganz neu!“

„Ja, Junge, das bist Du! Das bin ich. Wir sind es alle! Das heißt, ich schlüpfte erst noch schnell in meinen Hochzeitsrad.“

Eine halbe Stunde später gingen sie. Zunächst in ein großes Viertel, wo sie zu Mittag aßen und fröhlich plauderten. Dann hinaus nach dem Festplatz. Denn dort sollte die große Ueberraschung vor sich gehen.

„Ich bin furchtbar neugierig, Liebster!“

Sie preßte ihren Arm in den seinen. Er spürte ein leises Bittern. Ihre Augen schienen ihm größer als sonst, ihre Gestalt elastischer, jugendlicher.

Sie gingen durch verschiedene Rudenreihen, hier und dort von Bekannten begrüßt oder von einer neidischen Junge bespöttelt. Aber Frau Trude hörte weder ein gutes noch ein böses Wort. Sie wandelte wie im Traum, gedrängt und gezogen vom kleinen Jeremi, der seine Ungeduld durchaus nicht mehr bemeistern konnte.

Dann bog Jeremias ab nach dem an einer Außenseite des Ausstellungsplatzes gelegenen Standort der Karussells und Bierkuffe; diese waren jetzt, in der Mittagsstunde, geschlossen und deshalb vom Publikum verlassen. Hinter ihnen lag ein großer Grasplatz frei. Nur einige Ausstellungsarbeiter ruhten sich an der Erde oder verzehrten ihr Mittagbrot.

„Wartet ein bisschen.“ Jeremias verschwand hinter einem Karussell, ehe Frau Trude eine Frage aussprechen konnte. Immer rätselhafter erschien ihr sein Gebaren.

Indes sie noch sann, erkönten Klänge einer Musik. Und aus der Wagenburg, die sich hinter den großen Zelten zusammendrängte, löste sich ein seltsamer Zug.

Voran schritten vier Zirkusbläser. In komisch-feierlichen Rhythmen trompeteten sie: „Schier dreißig Jahre bist du alt . . .“ Ihnen folgte im langsamen Schritt ein bekränzter Schimmel, der einen grünen, geschlossenen Wagen mit weißen Fenstern zog, um den sich gleichfalls bunte Guirlanden schlangen. Hinter dem Wagen kamen noch etwa ein Duzend Personen, als erster ein bekannter Zirkusathlet, der „lange Friedrich“; er trug eine Stange mit umkränzttem Schild: „Wir gratulieren!“ Männer und Frauen, mit denen sie häufig zusammengetroffen und bekannt geworden waren, bildeten die festliche Gesellschaft, die unter freudigen Zurufen an der Gefeierten vorbeiflorierte und sie mit kleinen Blumensträußen und losen Blumen bombardierte.

Frau Trude stand noch immer mit großen Augen, wie unter dem Bann einer Erscheinung, die nicht wirklich ist.

„Mutter, ist das unser Pferd? Ist das unser Wagen?“ Jeremi hüpfte von einem Bein aufs andere. „Water sitzt drauf!“

Ja, jetzt erwachte sie. Dort, auf dem Aufscherbock des Wagens saß, die Zügel in der Hand, Jeremias und freute sich an dem verwunderlichen, erstarrten Wesen seiner Frau. An der Mückwand las sie die in einem flotten Halbkreis gemalten Worte: „Glücksbude von Gertrud Tattenbach.“

Der kleine Festzug beschrieb einen Bogen auf dem freien Platz, kehrte zurück und formierte sich zu einer Front, die vor Frau Trude Aufstellung nahm. In der Mitte, die Stirnseite ihr zugekehrt, Pferd, Jeremias und Wagen. Zu beiden Seiten die Gratulanten und Musikanten. Der Athlet trat vor, verbogte sich und sprach:

„Schier dreißig Jahre . . . Was will es besagen? Frau Trude, was will das bedeuten? Wir hörten erzählen, wir hörten schon sagen Von noch viel älteren Leuten. Du aber blühest so frisch und stolz, Wie eine Rose aus gutem Holz.“

Was hast Du für Augen, was hast Du für Wangen! Die Zeit, sie hat Dich vergessen Und ist an Dir vorübergegangen — Doch halt, ich werde vermessen! Bescheiden nur sag ich's, zu meinem Schmerz: Du triffst manch fahrenden Mann ins Herz!

Dein Ritter jedoch — wir dürfen nicht klagen — heißt Jeremias und ist Dein Himmel. Er schenkt Dir diesen bekränzten Wagen, Er bediziert Dir den prächtigen Schimmel. Das ist so in Ordnung, wenn man bedenkt, Daß Du ihm das kleine Biesel geschenkst.

Frau Trude! So seid in der fahrenden Klausur Hinfürs gesund denn und glücklich zu Hause. Nie berge sie Sorge, nie Kummer und Plage; Der Schornstein, er rauche an jeglichem Tage. Glücksbude, so heißt sie, und Glück soll's bedeuten! Das ist der Wunsch von uns fahrenden Leuten!“

Nun gab es einen Tusch der Musikanten, ein großes Händeschütteln, Gratulieren und Bedanken. Jeremias hielt's nicht mehr aus auf dem Aufscherbock; er mußte hinunter und seine Frau umarmen. Aber der lange Friedrich nahm ihren Arm und führte sie in das Innere des Wagens. Eine neue Überraschung. Eine weißgedeckte Tafel war aufgestellt; sie trug Vasen mit herrlichen Sträußen, die den ganzen Raum mit Duft erfüllten. Daneben prangte ein großes Kaffeeservice — das Geschenk der Bekannten; kleine Kuchenberge türmten sich auf, und ein befreundeter Zuckerbäcker hatte eine prächtige Torte gestiftet. Aus dem kleinen Kochofen brodelte schon das Wasser; alles war bereit; sie brauchten sich nur zu Tisch zu setzen.

Es wurde eine sehr fröhliche Mahlzeit mit Musik, Gesang und komischen Vorträgen. Nur einmal gab's eine kleine Verstimmung, als der Wagen sich plötzlich in Bewegung setzte und den Inhalt einiger Tassen auf die Kleider fließen ließ. Es stellte sich heraus, daß der kleine Jeremi heimlich auf den Aufscherbock geklettert war und den Schimmel mit der Peitsche gelitelt hatte.

Nach dem Kaffee brachte Jeremias Wein auf die Tafel. Beim ersten Glase hielt er eine kleine Rede, die eine einzige Dankbarkeit war und Frau Trudes Wangen heiß und tiefrot werden ließ. Antworten konnte sie nicht; sie steckte das Gesicht in einen Blumenstrauß, und niemand bemerkte, wie nachher ein paar kleine helle Tropfen an den Stielen hinunterliefen. Immer lustiger wurde es. Bis zur Ausgelassenheit. Schon tanzten einige auf dem Rasen.

Dann aber setzte das Nachmittagsgeschäft ein; widerwillig ließen sich die Gäste von ihrer Berufspflicht davonziehen.

Still ward es in der neuen Wohnung. Jeremi wich nicht vom Aufscherbock; er erzählte dem Schimmel lange Geschichten. Jeremias und Trude saßen allein im Innern des Wagens; sie sprachen nicht viel, blickten sich nur an.

„Hab ich's recht gemacht, Trude?“

„Wie gut Du bist, Liebster!“

VI.

Einige Tage später ging die erste Ausreise auf dem Wagen vor sich. Es war ein neuer und großer Festtag für Jeremi, der an diesem Tage mit keinem Jungen der ganzen Welt gelauscht hätte. Ungehener reich und wichtig kam er sich vor. Er saß schon, die Peitsche in der Hand, auf dem Bock, als der Schimmel noch gemächlich sein Frühstück im Stall verzehrte. Endlich führte Jeremias, der alte, das Pferd heraus, gesäumt und gestriegelt, mit sauber geschwärtzen Hufen und blank gepunktetem Geschier. Der Krastwagen glänzte in seinem frischgrünen Anstrich; die weißen Fensterrahmen, die blitzblanken kleinen Scheiben mit den hellen, sauberen Gardinen leuchteten, — noch mehr aber leuchteten die Augen, die hinter diesen Gardinen hervorsahen und über die Ordnung in der kleinen fahrenden Händlichkeit wachten. Auch dort drinnen war alles sauber gestrichen und geölt; kleine Unregelmäßigkeiten deuteten auf die Laienhand; und Frau Trude war sich nun völlig über den Ursprung der Del- und Farbenflecke auf dem Anzuge ihres Mannes klar. Tagelang hatte er gepinselt, um dies alte Gefährt, das ebenso wie den Schimmel ein Karussellbesitzer um billigen Preis abgegeben, in eine ansehnliche Verfassung zu bringen.

Nun war's aber auch wohnlich darin, und geräumiger, als der Außenstehende anzunehmen geneigt war. Eine kleine Abteilung mit dem Kochofen und dem notwendigsten Geschirr bildete die Küche. Im Wohn- und Schlafraum hatten die wertvollsten Möbel und noch einige mehr Platz gefunden. Da waren ein Schlafsofa, zwei zusammenlegbare Bettstellen, eine Waschoilette, Spiegel, Kommode und ein Speisetisch, der durch das Ausziehen einiger Platten vergrößert werden konnte. Sitzgelegenheit gaben zwei Stühle und die mit Decken belegten Kisten, in denen der Inhalt der Glücksbude verpackt worden war.

Für Jeremi wurde ein besonderes kleines Stübchen eingerichtet. Eine spanische Wand trennte eines der weißen Fensterchen von dem übrigen Raum. Er enthielt ein Tischchen mit Schreibgerät; ein Bücherregal hing dort, und eine Kiste mit Spielsachen, die nun freilich nicht mehr berührt wurden, war gleichfalls hier eingeordnet. Zunächst sorgte Jeremi mit Ausdauer dafür, daß der Platz auf dem Aufscherbock — neben dem Vater — als ein ihm eigentümlicher angesehen werde. Das Innere des Wagens

kümmerte ihn wenig. Er ließ sich sein Butterbrot durch das kleine Klappfenster reichen, das in der Stirnwand des Gefährtes angebracht war und eine Verständigung Trudes mit den Thürigen auch während der Fahrt ermöglichte.

Es kostete Jeremias einige Mühe, aus dem Wagenswirr der in der Anstellung begriffenen Ausstellung mit Geschick herauszukommen. Aber endlich gelang es doch. Einmal auf der großen Straße, bedurfte der Schimmel kaum noch eines Lenkers; er war seit langen Jahren heimisch auf der Chaussee und bog ohne Anregung aus, wo es nötig war. Mit dem Gleichmut eines Geschöpfes, das sozusagen in den Selen geboren wurde, verfolgte er seinen Weg ohne Zögern, aber auch ohne Hast und Anstrengung. Ein bedächtiger Trab war die feurigste seiner Gangarten, der langsame Schritt sein normales Tempo.

„Er hat Zeit,“ sagte Jeremias, als Trude durch das Klappfenster guckte, und: „Wir haben wohl auch Zeit. Oder was versäumen wir eigentlich?“

„Du sprichst wie ein Krösus, 'mias.“

„Ja,“ er lächelte, „sind wir's nicht? Haben wir nicht unsere Glücksbude?“

Sie lachte hell durch das kleine Fenster. „Du, der Wagen will geschmiert sein. Und der Schimmel kannst Du auch nicht das Maul verbinden.“

Er nickte: „Wir kommen schon zurecht. Mengstige Dich nicht, Trude.“

„Ach, ich ängstige mich gar nicht.“ Da Gesicht verschwand, und gleich darauf tönte ein frohes Singen aus dem Wagen.

Jeremias lehnte, das Leitseil in der Hand in einer Ecke und lauschte. Auf einer sonnigen, staubigen Straße ging der Weg. Endlos Wecker zu beiden Seiten. Still war's ringsum. Nur die Lerchen stiegen jubelnd auf. Oder ein überfälliger Aderswagen rasselte vorbei, ein große Staubwolke hinter sich lassend. Jeremias sah, wie sie sich niedersenkte und auf die Blüten und Gräser, auf die Blätter der jungen Bäume legte, eine graue, erstickende Schicht. Da ging manches zugrunde, wenn nicht ein frischer Regen zu rechter Zeit die verstopften Poren öffnete.

Er hörte das Singen Trudes, und ein plötzlicher Gedankensprung ließ eine Frage in ihm erstehen: wie kam es nur, daß sie sich aus all den Widerwärtigkeiten, aus all dem Staub und Schmutz des Lebens so blank und rein und fröhlich gerettet hatte? Alles glitt ab an ihr spurlos. Sie trat's unter den Fuß. Es war gar keine Pose dabei und kaum ein Bewußtsein klein Stolz, keine Verachtung. Nur ein Lächeln, ein verzeihendes. Die lauterste Natur die instinktiv alles Fremde abwehrt und sich nach jeder Erschütterung zur vollsten Harmonie wieder zusammenschloß. Die Kraft sog an Glück und Unglück. Die heute wohl gebogen werden konnte, die aber morgen wieder auf schnellste zu ihrer geraden Gestalt.

In dem Lichte dieser Erkenntnis erschien er selbst sich nicht aut. Die große Katastrophe seines Lebens hatte ihn gebrochen. Sie schlenderte ihn aus einer Existenz, die ihn überkommen war und die er freiwillig nie verändert hätte. Sie riß ihn aus der Gewohnheit und ließ ihn machtlos werden. Sie entwurzelte ihn, weil er in den Dingen wurzelte; weil er nicht feststand in sich selber. Die zu eng verbunden waren mit dem Außerlichen, konnten nie zu dauernder Harmonie kommen.

Jeremias sah auf seinen Sohn, und der heiße Wunsch stieg in ihm auf, daß er nach seiner Mutter geartet sein möge. Dann mochte das Leben ihn anfassen.

Langsam trottete der Schimmel dahin.

Ein feiner Rauchstreifen drang aus dem Schornstein des Wagens und flatterte wie ein schwarzes Fähnchen in die Mittagsglut.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hygiene des Entwicklungsalters.

Von Dr. R. Silberstein.

In der Hygiene geht es oft wie im übrigen Leben; ihre Forschungen und Bestrebungen unterliegen der Mode. So ist es zurzeit Mode, sich besonders mit der Säuglingsfürsorge zu beschäftigen; hohe und höchste Herrschaften machen die Sache mit, Städte und Gemeinden wetteifern, dem von oben gegebenen Beispiele zu folgen, gründen Fürsorgestellen für Säuglingspflege usw. Das geht dann solange, bis diese Mode vorüber ist und man sich wieder einem anderen Gebiete zuwendet. Die ernste Wissenschaft hat sich gerade in der sozialen Hygiene allen Zweigen dieser Wissenschaft in gleicher Weise zu widmen, und so dürfte es auch wieder einmal an der Zeit sein, die Aufmerksamkeit auf die soziale Hygiene des Entwicklungsalters zu lenken, die in der letzten Zeit anheimelnd nicht so berücksichtigt wird, wie sie es wohl verdient. Die letzte gesetzliche Vorschrift, die die Tätigkeit der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen betrifft, stammt aus dem Jahre 1891; es kommt dann noch das Verbot der Kinderarbeit hinzu, das vor einigen Jahren vom Reichstag beschlossen wurde; damit ist die gesetzliche Seite dieser Angelegenheit erledigt; nichts ist in der Zwischenzeit geschehen. An sich ist es ja selbstverständlich, daß in unserem kapitalistischen Staate, in dem das Unternehmertum noch immer die Klinker der Gesetzgebung in der Hand hat, jede Arbeiterschutzbestimmung nur schwer und unter beständigem Widerspruch des Unternehmertums durchzuführen ist; besonders ist dies bei jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen der Fall, weil diese meist eine billigere Arbeitskraft darstellen, als der erwachsene Arbeiter. So hat ja auch die Einführung des Verbots der Kinderarbeit genügend Schwierigkeiten bereitet, und sie ist nach wie vor in der Landwirtschaft gestattet. Aber trotzdem das Kinderarbeitverbot bereits seit einer Reihe von Jahren besteht, kann man dennoch Kinder in allen möglichen Verufen arbeiten sehen: so werden Semeln, Milch und Zeitungen noch immer in aller Herrgottsfröhe von ihnen ausgetragen, Kinder unter 14 Jahren müssen sich oft als Laufburschen mit schweren Paketen abschleppen oder als „Kollmöpfe“ auf den Kollwagen hinarbeiten; die Behörde läßt hier vieles geschehen, was mit dem Kinderarbeitgesetz in direktem Widerspruch steht. Wie außerordentlich schädlich für das ganze zukünftige Leben diese Kinderarbeit ist, darüber sind schon Bände geschrieben worden, ohne den nötigen Erfolg zu erreichen.

Was nun die jugendlichen Arbeiter anbetrifft, so versteht das Gesetz darunter die Arbeiter vom 14. bis 16. Jahre und schreibt für diese Kategorien einzelne Einschränkungen in bezug auf Arbeitszeit und Arbeitsart vor; inwieweit diese Gesetzesbestimmungen ausreichend oder nicht sind, soll uns noch in folgendem beschäftigen; jedenfalls steht das eine fest, daß es vor allem die Arbeiterschaft ist, die ein hervorragendes Interesse an einem besonderen Schutz der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen hat; denn ihre Kinder sind es, die schon in jungen Jahren unter der Ausbeutung zu leiden haben und oft dadurch den Keim zu späteren Leiden ihres Organismus einpflanzen.

Daß das Entwicklungsalter besonderer Schonung bedarf, muß auch in Arbeiterkreisen noch mehr als bisher bekannt werden; jeder, der mit Arbeiterkreisen vertraut ist, weiß, wie in den meisten Familien der Ablauf des 14. Lebensjahres herbeigesehnt wird; bis zu dieser Zeit hält die Schule das Kind fest, und, abgesehen von den Fällen, wo es schon unter vierzehn Jahren gegen das Gesetz und zu seinem Schaden zur Arbeit und zum Geldverdienen mit herangezogen wird, ist es nicht selten den

Eltern eine Last und schmälert ihren karglichen Verdienst. Vom 14. Jahre ab trägt es mit zur Verrichtung des Haushaltes bei und so finden wir leider oft, daß die Kinder sofort nach Verlassen der Schule einem Beruf zugewiesen werden; je elender die Lage der Eltern ist, um so weniger wird auf die Zukunft und auf die Konstitution der Kinder Rücksicht genommen; der einzige Gesichtspunkt, der oft dabei in Frage kommt, ist die Höhe des augenblicklichen Lohnes, der dem jugendlichen Arbeiter oder der Arbeiterin winkt. Diese Kurzsichtigkeit in sozialer und gesundheitlicher Hinsicht rächt sich leider oft zum Schaden der jungen Arbeiter, aber sie ist begreiflich angesichts der Notlage des ganzen Proletariats. Eine Besserung der Lage der gesamten Arbeiterschaft ist also auch für die Hygiene der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen das wichtigste Moment; hinzukommen muß aber dann eine besondere sozialhygienische Gesetzgebung zum Schutze der jugendlichen Arbeiterschaft und eine Aufklärung der Bevölkerung.

Schon bei der Berufswahl muß vieles anders werden als es bisher ist. Die Klassenärzte erleben da oft sonderbare Dinge. Nur ganz grobe Unterschiede werden gemacht; so läßt man wohl schwächliche Knaben nicht Schneide oder besonders kräftige und muskulöse nicht Schneider werden, aber darüber hinaus hört bei den meisten Eltern vielfach die Unterscheidung auf, ob ein Gewerbe leicht oder schwer ist; völlig außer acht läßt man häufig den Einfluß, den Staub, Gase oder Dämpfe ausüben, die Folgen der sitzenden Beschäftigung, der andauernd gleichförmigen Körperhaltung oder Ueberanstrengung bestimmter Muskelgruppen. Viele Verufe, z. B. die Schriftseherei und Buchdruckerei, gelten als leichte, während sie tatsächlich recht gefährliche sind. Bei der Berufswahl können die Schulärzte manchen Nutzen stiften. Freilich muß das Institut der Schulärzte anders ausgebaut werden, als es z. B. in Berlin zurzeit besteht, wo bloß bei der Aufnahme eine Untersuchung aller Kinder vorgenommen wird, die dann später nur aus besonderen Gründen bei Einzelnen wiederholt wird. Bedeutend mehr kann schon geleistet werden, wenn, wie in Wiesbaden oder Charlottenburg, in regelmäßigen Zwischenräumen, alle drei Jahre oder noch öfter die Kinder der ganzen Schule untersucht und der Befund in Gesundheitsbogen eingetragen wird. Dieses Material kann dann beim Schluß wertvolle Aufschlüsse für die Berufswahl geben. Aus diesen Akten würde sich auch mit größerer Bestimmtheit entscheiden lassen, ob ein Knabe oder Mädchen für einen bestimmten Beruf geeignet ist, jedenfalls viel besser als durch die privatärztlichen Atteste, die z. B. von Berliner Buchdruckereien vor Eintritt in den Beruf verlangt werden. Ob diese Einrichtung irgendwelche erhebliche Besserung in dem Gesundheitszustand der Buchdruckereiarbeiter erzielt hat, ist sehr zweifelhaft, denn sicherlich wird es von den Unternehmern nicht allzu genau mit der Bedeutung der ärztlichen Zustimmung genommen. Einzelne Verufe, in denen größere Mengen Staubes, besonders schwarzen, verteilen den Staubes sich bilden, müssen den jugendlichen Arbeitern völlig verschlossen bleiben; man muß dazu besonders die Schleiferei, Steinhauerei, Wildhanerei, Vergolderei, Weberei und Spinnerei rechnen; auch die Arbeit in chemischer Industrie muß Jugendlichen möglichst gänzlich verboten werden.

In Deutschland versteht das Arbeiterschutzgesetz unter jugendlichen Personen solche im Alter von 14—16 Jahren und gewährt diesen einen besonderen, allerdings vom Standpunkte der Hygiene aus völlig unzureichenden Schutz. Der Hygieniker muß unterscheiden zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht und muß nicht nur das Alter von 14—16 Jahren, sondern auch bis zu 18 Jahren in den Bereich seiner

Betrachtungen ziehen. Da ist zunächst festzustellen, daß im Alter von 14—16 Jahren das weibliche Geschlecht stärker bedroht ist als das männliche. Das liegt vor allem daran, daß die geschlechtliche Entwicklung beim Weibe gerade in diese Jahre fällt, während sie beim männlichen Geschlecht später eintritt und auch nicht culfernt so das übrige Leben beeinflusst wie bei der Frau. Gerade bei den jungen Mädchen von 13, 14 bis 16 Jahren beginnt in unserer Zone die Menstruation aufzutreten. Die Menstruation besteht darin, daß alle 28 Tage sich ein Ei aus dem Eierstock ablöst und auf ziemlich unständlichem Wege durch den Eileiter in die Gebärmutter gelangt. Mit dieser Eiabstossung sind besonders in den ersten Jahren auch bei gesunden Mädchen eine Reihe von Unzulänglichkeiten verknüpft; zunächst die stets die Eiabstossung begleitende Blutung, die bei den verschiedenen Individuen verschieden stark auftritt, oft gerade bei den Blutarmen am heftigsten. Dieser Blutung, die recht schwächend wirken kann, gesellen sich Schmerzen im Kreuz und Unterleib, allgemeine Mattigkeit und Abgeschlagenheit, Kopfschmerz und Appetitlosigkeit zu. Während dieser Zeit, die alle Monate circa 6—8 Tage, bei manchen noch längere Zeit beansprucht, sind die Unterleibsorgane der jungen Mädchen besonders empfindlich gegen Schädigungen aller Art. Gebärmutterentzündungen oder Strickungen können sich durch Ueberanstrengungen in dieser Zeit entwickeln und auf diese Weise wird die Weiblichkeit, zu gebären, sehr beeinträchtigt. Damit ist aber nicht nur das Individuum selbst, sondern auch der Nachwuchs außerordentlich bedroht. Bei den jungen Männern ist der Beginn des Geschlechtslebens viel weniger auf den Gesamtorganismus einwirkend. Zunächst tritt er viel später als beim weiblichen Geschlecht auf, fast stets erst nach dem 18. Lebensjahr und hat, abgesehen von der geringen Zahl von Neutraitmenten, nur wenig unangenehme Nebenwirkungen zur Folge.

Noch etwas anderes kommt hinzu, das die jungen Mädchen gegenüber den jungen Männern in Nachteil setzt, das ist ihre an sich schon geringere Körper- und Muskelkraft, die durch die Erziehung bei uns anstatt gefördert zu werden, noch mehr geschwächt wird. Liegt bei uns in Deutschland an sich schon die Körperpflege und Körperübung in und nach der Schule sehr im arge, so wird sie bei den Mädchen geradezu völlig vernachlässigt. Gibt es in Preußen doch sogar noch Volksschulen, in denen das Mädchen turnen noch nicht einmal eingeführt ist. Weitere Körperübungen, Schwimmen, Laufen, Wandern, Spielen oder Rudern sind unserem weiblichen Geschlecht fast völlig verschlossen. So ist der weibliche Körper weit weniger widerstandsfähig gegen Krankheiten aller Art und die Folge ist eine erhöhte Sterblichkeit der Mädchen gegenüber den Knaben im Entwicklungsalter. Nach einer von Dr. Agnes Muhl aufgestellten Statistik kamen in England auf 100 Todesfälle an Schwindsucht bei Knaben 175 Todesfälle bei Mädchen im Alter von 10—15 Jahren. Weber hat festgestellt, daß die Erkrankungsfrequenz der weiblichen Arbeiter unter 18 Jahren sich zu der männlichen wie 174:100 verhält.

Die Hauterkrankung der jugendlichen Arbeiterinnen ist die Weichsucht; kann eine Arbeiterin wird von ihr verschont, während sie bei jungen Männern nur relativ selten angetroffen wird. Die Weichsucht beruht hauptsächlich in einer Verminderung des roten Blutfarbstoffes und zeitigt als Folgeerscheinung neben Weichheit der Haut und der Schleimhäute allgemeine Schwäche und Mattigkeit, Kopfschmerz und Appetitlosigkeit. Zweifellos kann die Blutbildung mit dem übrigen Körperwachstum nicht Schritt halten, sie wird um so mehr zurückbleiben, je mangelhafter die Nahrung, je geringer die Ruhe und je schlechter die Luft ist, in der die

Arbeiterinnen tätig sein müssen. Und diese Faktoren sind leider bei den meisten Arbeiterinnen in reichlichem Maße anzutreffen. Als weitere Folgen treten nicht selten Magenbeschwerden, ja auch Magengeschwüre wiederum viel häufiger beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht auf. Agnes Muth erklärt, daß auch die Lungentuberkulose häufig als Folgeerkrankung der Malaria vorkomme.

Daß die Fabrikarbeit im Entwicklungsalter auf das Wachstum einen direkt hemmenden Einfluß ausübt, hat Crismann nachgewiesen. Vergleicht man seine Wachstumsziffern von jungen Arbeitern und Arbeiterinnen mit den von Baglioni und Wonditsch an den gleichaltrigen Kindern gutsituerter Stände in Pensionaten und Schulen festgestellten, so ergibt sich, daß das Wachstum bei den Fabrikmädchen bedeutend hinter dem der gutsituierten Mädchen zurückbleibt. Auch beim männlichen Geschlecht ist ein Unterschied zwischen den gutsituierten und in Fabriken arbeitenden Individuen festzustellen, doch ist dieser Unterschied nicht so bedeutend wie beim weiblichen Geschlecht. Zweifellos ist die englische Krankheit, die fast nur in Proletarierkreisen herrscht, mit als Ursache für diese Wachstumsstörungen heranzuziehen, aber die Hauptursache bleibt doch das angestrengte Arbeiten in dem Entwicklungsalter.

Von ungemein schädigendem Einfluß sind in dieser Wachstumsperiode die verschiedenen Zwangskörperhaltungen und damit im Zusammenhang stehende Ueberanstrengungen bestimmter Muskeln und Knochengruppen; sie wirken gleichschädigend beim männlichen und weiblichen Geschlecht. So entsteht in diesem Alter die sogenannte Schulterbrust, eine Vertiefung des Brustbeins durch beständigen Druck gegen das biegsame Brustbein und die Rippen; das dauernde Ziehen, wie es vielen männlichen und weiblichen Berufen eigen ist, führt zu Verkrümmungen der Wirbelsäule und Druck auf die Lungen. Weber stellte schon bei 14- bis 15-jährigen Knaben, die bestimmte Arbeiten leisteten, einen asymmetrischen Brustkorb fest. Bei den weiblichen Arbeitern können die Wirbelsäulenverkrümmungen auch Beckenverengungen nach sich ziehen sowie die Geburten sehr erschweren oder gar unmöglich machen. Auch die sogenannten N-Beine und die Plattfüße entstehen oft schon in jugendlichem Alter meist beim männlichen Geschlecht, so bei Schriftsetzern, Bäckern, Kellnern, aber auch bei den jungen Verkäuferinnen, denen meist jede Sitzgelegenheit mangelt.

Außerordentlich gefährlich sind die in der Industrie verarbeiteten Gifte für den jugendlichen Organismus; auch hier ist das weibliche Geschlecht mehr bedroht als das männliche. Dem weiblichen Körper ist das Blei besonders verhängnisvoll. Lewin hat nachgewiesen, daß Frauen, die einige Jahre mit Blei gearbeitet haben, überhaupt nicht mehr imstande sind, lebende Kinder zur Welt zu bringen, fast alle erleiden Frühgeburten oder gebären tote Kinder, und dabei arbeiten auch jugendliche Arbeiterinnen gar nicht so selten mit bleihaltigen Stoffen, so als Koloristinnen, in Wien in Gießereien; ferner wird in der Industrie gar nicht so selten mit bleihaltigen Pudern und Ritten gearbeitet. Auch Quecksilber und Phosphor wirken außerordentlich schädlich auf den Organismus ein. Wir sehen, die moderne Industrie bedroht den jugendlichen Organismus, weil dieser weniger widerstandsfähig ist, noch mehr als den Erwachsenen.

Was bisher der Staat bei uns gegen diese Schädigungen geleistet hat, ist durchaus unzureichend. Der Maximalarbeitstag von zehn Stunden täglich, der für die jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen im Alter von 14- bis 16 Jahren festgelegt ist, muß als viel zu lang bezeichnet werden. Namhafte Hygieniker fordern, daß für Mädchen bis zum 16. Lebensjahre die

Fabrikarbeit überhaupt zu verbieten ist angesichts der oben angegebenen Gefahren, die besonders dem weiblichen Organismus in diesem Alter drohen, des weiteren verlangt die Hygiene, daß der Begriff der jugendlichen Arbeiter bis auf das Alter von 18 Jahren ausgedehnt wird. Die Arbeitszeit von 10 Stunden ist selbstverständlich viel zu langdauernd. Wenn wir Sozialdemokraten den Achtstundentag für erwachsene Arbeiter verlangen, so kann für jugendliche Arbeiter höchstens eine Arbeitszeit von 6 Stunden in Frage kommen. Dinzulemnen ja auch der Umstand, daß in diesem Alter für die jungen Leute der Fortbildungsdruck einzuführen ist, damit die Lücken des Volksschulunterrichts ausgefüllt werden können. Der Fortbildungsunterricht muß unbedingt in die Tagesstunden verlegt werden; so wie er jetzt noch vielfach getrieben wird, in den späten Abendstunden, ist er gesundheitlich zweifellos sehr schädlich und für die Ausbildung des Geistes ziemlich zwecklos. Ebenso wie für Kinder ist eine ausreichende Nachtruhe, wenn möglich von zehn Stunden, für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen dringend nötig.

Um wenigstens einigermaßen einen Anhalt für die physische Brauchbarkeit zu bekommen, müßte bei uns auch für jeden jugendlichen Arbeiter und jede Arbeiterin ein ärztliches Attest verlangt werden, das die körperliche Fähigkeit für den bestimmten Beruf bescheinigt. Gleichbedeutend besteht diese Bestimmung in Australien; bei uns wird in einzelnen Berufen, z. B. in den Buchdruckereien, ein Attest verlangt, aber man nimmt es im allgemeinen nicht sehr genau mit dieser Vorschrift.

Auch der Beginn der Arbeit um 5½ Uhr früh und der Schluß abends um 8½ Uhr, wie unsere Schutzgesetze es erlauben, ist für den Beginn viel zu früh und für den Schluß viel zu spät. Auch in dieser Beziehung ist man mit den englischen Schutzgesetzen viel weiter gegangen, dort darf vor 6 Uhr früh und nach 6 Uhr abends kein jugendlicher Arbeiter mehr beschäftigt werden.

Unbedingt zu verbieten ist jede Beschäftigung mit giftigem Material oder in chemischen Fabriken. Der giftige Phosphor ist in Deutschland endlich ganz von der Fabrikation ausgeschlossen; etwas beschränkt ist auch die Verarbeitung des Blei; einzig und allein besteht das Verbot für Frauen, in Bleifarben- und Bleizuckerfabriken zu arbeiten, dagegen finden wir sie als Koloristinnen, als Letternsortiererinnen in Schriftgießereien. Die Berichte der Wiener genossenschaftlichen Krankenkasse zählen eine Reihe schwerer Bleivergiftungen bei Schriftgießereiarbeiterinnen aller Altersklassen auf. Betreffs des Quecksilbers bestehen überhaupt keine Verbote, trotzdem in Spiegelbelegereien vielfach jugendliche Arbeiterinnen mit Quecksilber beschäftigt sind.

Die Art der Arbeit würde zweckmäßig gleichfalls einer Reform zu unterwerfen sein in der Weise, daß zwischen die Arbeitsstunden größere Erholungspausen gelegt werden; diese sollten dann am besten durch Bewegungsspiele und Turnen im Freien oder bei ungünstiger Witterung in geschlossenen Räumen ausgefüllt werden. Es würde keine schlechte Aufgabe für die jetzt überall auftauchenden Jugendorganisationen sein, in den Industrievierteln geeignete Räume für Körperbewegungen und Turnübungen dieser Art zu schaffen. Auch durch Jugendklubs, die den jungen Männern und Mädchen in den Freistunden nach der Arbeit einen guten und gemüthlichen Aufenthalt verschaffen, ist manches Gute zu erreichen. Diese Jugendklubs könnten, in verständiger Weise geleitet, durch gute Bibliotheken, Les- und Spielräume, ebenso wie durch Wanderausfahrten, Turn-, Schwimms- und Spielübungen viel zur Kräftigung und Gesundung von Körper und Geist der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen beitragen. Findet

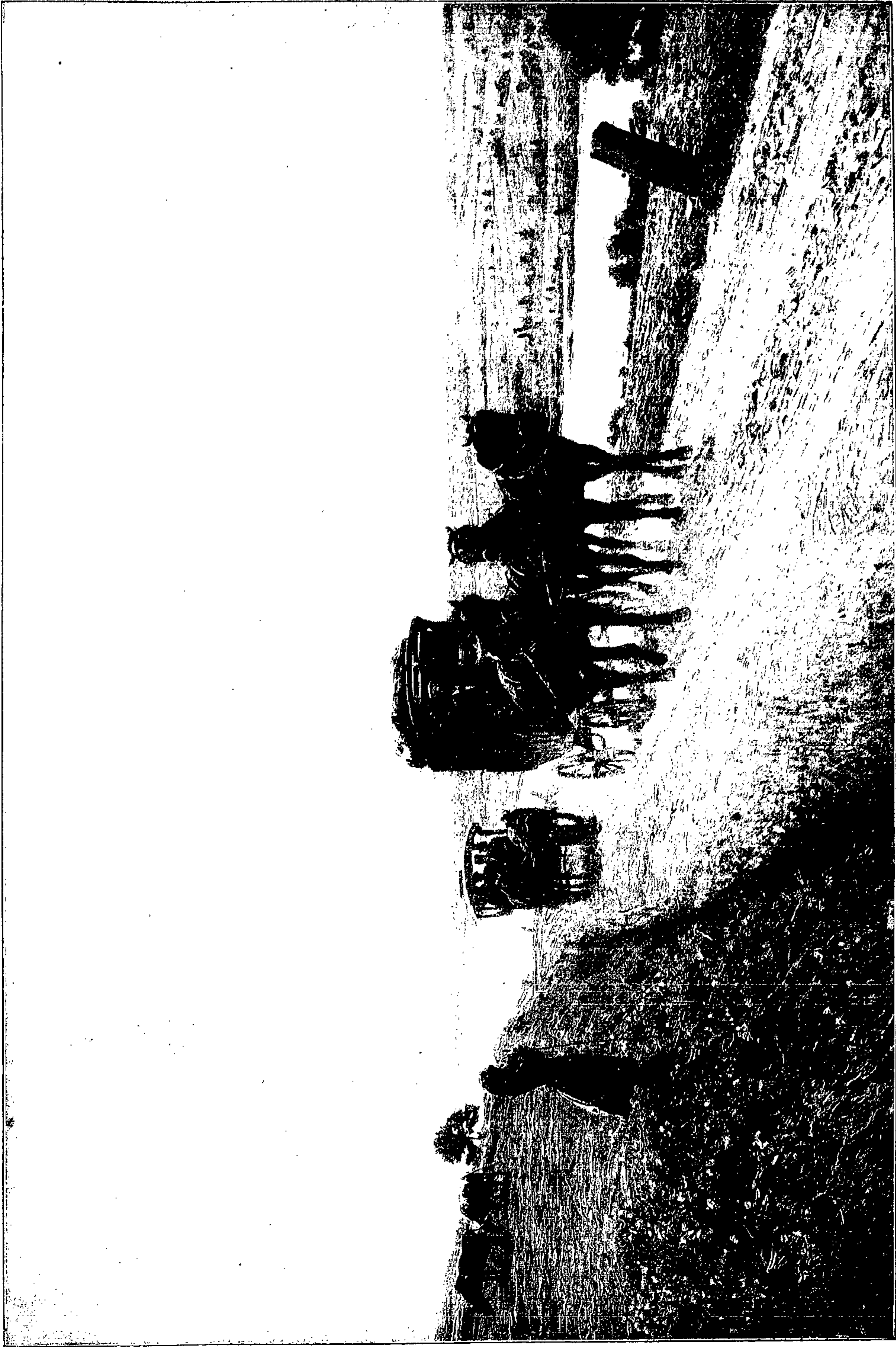
man doch leider oft, daß junge Leute ihre Freistunden in einer Weise verbringen, die weder ihrer geistigen, noch ihrer körperlichen Entwicklung zuträglich ist. Um dem Körper eine genügende Nachtruhe zu ermöglichen, ist frühzeitiges Schlafengehen für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen eine nicht genug zu empfehlende Maßregel. Gegen diese Forderung der Gesundheitspflege kann man manche junge Leute strafen lassen; Aufenthalt in Gastwirtschaften und Tanzlokale bis spät in die Nacht hinein ist für Jugendliche bis 18 Jahre, die am nächsten Morgen wieder arbeiten sollen, durchaus schädlich. Gleichsucht, Malaria und nicht zuletzt Tuberkulose sind oft die Folge eines derartig unhygienischen Lebens.

Nicht unwichtig für diese Frage ist auch eine Besserung des Wohnungswesens für das Proletariat. Es ist oft genug schon festgestellt, daß durch das moderne Mietskasernenwesen mit seiner Wohnungsüberfüllung für das Proletariat ein großer Schaden angerichtet wird. Am schlimmsten macht sich dies Wohnungselend geltend in dem Schlafstellenwesen, das in unseren Großstädten herrscht. Daß für den jugendlichen Organismus, der viel Luft und guten, erquickenden Schlaf gebraucht, das Enghauswesen in den Schlafstellen besonders gefährlich ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Auch die Gefahr der Uebertragung von Krankheiten, so besonders der Tuberkulose oder von Geschlechtskrankheiten, wird durch das Schlafstellenwesen außerordentlich vermehrt. Aber nicht nur körperliche, sondern auch sittliche und geistige Gefährdung der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen ist nicht selten die Folge des engen Zusammenlebens. Eine Abhilfe dieses Mißstandes ist nur durch eine allgemeine Besserung des Wohnungselends und für die jugendlichen Arbeiter durch Einrichtung von Ledigenheimen zu erzielen, die von Gemeinden oder gemeinnützigen Gesellschaften schon hier und da errichtet sind, die aber noch bei weitem nicht die Verbreitung gefunden haben, die ihnen im Interesse der heranwachsenden Arbeiterschaft zu wünschen wäre.

Um den Körper gegen die Gefahren des Berufs zu stärken, ist eine gänzlich veränderte Erziehung nötig; unser Schulwesen und besonders das Volksschulwesen, sieht eine viel zu geringe Körperpflege und Körperübung vor. Schulbrunnenbäder und Schwimmunterricht müssen in Knaben- und Mädchenschulen eingeführt werden, der Turnunterricht ist zu verbessern, allgemeine Spielübungen und häufige Wandermärsche sollen die Körperpflege unterstützen. Auch die ängstliche Trennung der Geschlechter, wie sie heutzutage noch bei uns Mode ist, besser zu beseitigen; sicherlich würde durch gemeinsame Erziehung beider Geschlechter in gesundheitlicher sowohl, als auch in ethischer Beziehung vieles besser werden.

Auch die Kleidung der jungen Mädchen bedarf noch einer durchgreifenden Reform. Vor allem ist das enge Schnüren durch Korsetts und das enge Binden der Mäcke um den Leib sehr schädlich und nicht selten mit Ursache für die Entstehung der Magengeschwüre. Um für regelmäßige Körper- und Hautpflege zu sorgen, müssen die Städte und Gemeinden öffentliche Badeanstalten, Spiel- und Turnplätze einrichten, die der Bevölkerung möglichst unentgeltlich zur Verfügung stehen.

Die Fabrikinspektionen und die Gesetzgebung sollten die arbeitende Jugend stets im Auge behalten, um jeden Schaden, der sich bei der Arbeit herausstellt, sobald wie möglich zu beseitigen. So müßten das Lehrlingswesen, das Kost- und Logiswesen strenger Beaufsichtigung unterliegen, weil auf diesen Gebieten noch viel gesündigt wird. In den Fabriken und sonstigen Arbeitsräumen muß darauf besonders Wert gelegt werden, daß genügender Luftstrom für den einzelnen Arbeiter, ausreichende Be-



Poststraße im Donautale. Nach einem Gemälde von Stefan Simony.

leuchtung und Ventilation vorhanden sind; wenn es irgend der Verus ermöglicht, sollten die Arbeiten für Jugendliche so eingerichtet werden, daß nicht immer gleiche Muskelgruppen angefordert werden, sondern daß eine gewisse Abwechslung in der Tätigkeit der Muskeln und auch eine Abwechslung der sitzenden Beschäftigung und der Arbeit im Stehen stattfindet.

So sehen wir, daß auch für die Hygiene der jugendlichen Arbeiter eine allgemeine wirtschaftliche und soziale Hebung der Arbeiterklasse von ausschlaggebender Bedeutung ist. Eine Besserstellung der Arbeiter wird es ermöglichen, daß die Kinder nicht sofort nach Verlassen der Schule in die Fabrik gesteckt zu werden brauchen; sie wird auch die Wohnungsfrage und vor allem die Ernährungsfrage zugunsten der Gesundheit der Arbeiterschaft bessern. Auf sozialpolitischem Gebiete ist durch Verkürzung der Arbeitszeit, Verbot der Arbeit mit giftigem Material und strenge Beaufsichtigung der Arbeitsräume und Arbeitsweise für die jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen viel zu gewinnen. Wir werden es dann bald erreichen, an Stelle der elenden, klaffen Arbeiterinnen und der schwächlichen Arbeiter, die jetzt häufig in den verschiedensten Berufen tätig sind, kräftige und gesunde junge Männer und Frauen heranwachsen zu sehen. —



Kommunale Zweckverbände.

Von Wilhelm Schröder.

Während das Mittelalter der Gemeinde vielseitige und wichtige Funktionen im Wirtschaftsleben zuwies, brach das 19. Jahrhundert völlig mit dem Gedanken, daß eine Behörde überhaupt Aufgaben sozialpolitischer Natur zu lösen habe. Das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte begann unter dem Einfluß der großen Revolution und der Umwälzungen, welche durch sie vor hundert Jahren herbeigeführt wurden. Die aufstrebende Bourgeoisie verpönte streng die ordnende Hand des Staates und der Gemeinde in wirtschaftlichen Fragen; in den politischen Angelegenheiten des Bürgers mochte der bevormundende Geist dafür vorläufig um so unumschränkter schalten und als Polizeistaat eine Form annehmen, die vom liberalen Prinzip im Wirtschaftsleben wie eine putzige Starikatur abstach. Der Nachwachterstaat etablierte sich, dem einzig die Sicherung der Person und des Eigentums vor plumpen Eingriffen zufiel und der sich jedes Mitbewerbes in den wirtschaftlichen Angelegenheiten der Bürger zu enthalten hatte. Der Bau und Betrieb von Eisenbahnen war Sache privater Gesellschaften, zum Teil selbst der Betrieb der Telegraphen. Dem Beispiele des Staates in wirtschaftlichen Dingen folgte die Gemeinde. Sie veräußerte den Stadtwald, wenn sich nur ein Käufer fand, desgleichen ihren übrigen recht umfangreichen Grundbesitz; und als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Gas- und Wasserleitung und später die Kanalisation eingeführt wurden, galt es zumeist als Selbstverständlichkeit, daß ihr Bau und ihre Unterhaltung Sache privater Gesellschaften waren, die zuweilen gar aus dem Auslande, aus England, herbeigerufen wurden, weil in Deutschland vielfach die kapitalistische Entwicklung noch nicht genug vorgeschritten war, um Unternehmungen, die Millionen erforderten, in die Hand zu nehmen.

Schwer haben heute noch die Gemeinden unter solcher Selbstentäußerung zu leiden. Der Privatbetrieb öffentlicher Anstalten, der ehemals eine Notwendigkeit sein mochte, wurde zur Fessel; und heute dürfte es in Deutschland kaum eine größere Gemeinde geben, die sich nicht von den privaten Erwerbsgesellschaften, wo sie noch bestehen, zu befreien und ihre eigenen wirtschaftlichen Funktionen auszudehnen suchte.

Hier aber beginnen Schwierigkeiten mannigfacher Art. Es ist zunächst selbstverständlich, daß die privaten Erwerbsgesellschaften und ihre oft bis in die maßgebenden kommunalen Kreise hineinreichenden Interessenten sich mit Händen und Füßen gegen die Kommunalisierung wehren. Sind diese Hindernisse überwunden, so treten neue zutage, die in den Gemeinden selbst sowie in der Unzulänglichkeit der Gesetzgebung und Verwaltung ihren Grund haben. Wie im privaten Wirtschaftsleben, so stellt sich auch in dem der Gemeinde immer mehr heraus, daß die Rentabilität und Zweckmäßigkeit eines Unternehmens mit seiner Ausdehnung wächst und daß eine Wasserleitung und eine Straßenbahn etwa nur dann mit Vorteil wirtschaften kann, wenn, wo dies überhaupt angängig, mehrere Gemeinden an ihr beteiligt sind. Solches ist nun leichter empfunden als ausgeführt. Die Gesetzgebung schreibt z. B. in Preußen in der Landgemeindeordnung für die sieben östlichen Provinzen (§ 128 ff.) Zweckverbände vor und nimmt hierbei auch auf die Möglichkeit Bedacht, daß eine freiwillige Vereinbarung zwischen den in Betracht kommenden Gemeinden nicht zu erzielen ist. In solchen Fällen ersetzt die Anordnung des Oberpräsidenten dort, wo das öffentliche Interesse die Bildung eines Verbandes erheischt, die freiwillige Zustimmung der widerspenstigen Gemeinden. Doch beziehen sich solche Zwangsorganisationen nur auf öffentlich-rechtliche Aufgaben, wie Armenpflege, Begeben, Schulunterhaltung usw.; die heute für nicht minder wichtig erachteten wirtschaftlichen Unternehmungen lassen sie ganz außer acht. Wie immer, so hinkt auch in diesem Falle die Gesetzgebung der sozialen Entwicklung nach, und die Gemeinden sind zuweilen gezwungen, in der Form von Gesellschaften mit beschränkter Haftung sich über die Mängel hinwegzuhelfen, die in der Gesetzgebung bestehen.

Nun ist es natürlich auch hier nichts Seltenes, daß einige Gemeinden es an der nötigen Solidarität mangeln lassen. Die Widerwärtigkeiten, die in solchen Fällen mangels eines gesetzlichen Zwangsmittels entstehen, treten in voller Widerwärtigkeit in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, in „Groß-Berlin“, hervor. Die Straßenbahn sowie zum Teil die Gasversorgung sind heute noch in den Händen von Privatgesellschaften. Namentlich die „Große Berliner Straßenbahngesellschaft“ hat, vom Staat begünstigt, eine geradezu unheimliche Macht in der Groß-Berliner Kommunalwirtschaft erlangt. Die Schwierigkeiten einer wirtschaftlichen Betätigung wurden größer, als die Bevölkerung der Hauptstadt sich in den Vororten anzusiedeln begann. Die ehemaligen Köstendörfer voller Schmutz und kleinbäuerlicher Armut wuchsen heran zu Gemeinden mit Zehntausenden, Hunderttausenden Einwohnern. Sie rückten in der Bebauung immer dichter an die Hauptstadt und bilden heute tatsächlich ein Gemmis in der Entwicklung Berlins. Ähnliche Vorgänge zeigten sich auch in anderen Großstädten, nur daß hier die Regierung rechtzeitig vorsorgte. Berlin hat mit mehr als zwei Millionen Einwohnern zurzeit einen Flächeninhalt von 6349,47 Hektar. Sechs andere deutsche Städte mit einer auch nicht entfernt so großen Einwohnerzahl gibt es, die einen größeren Umfang als die Reichshauptstadt haben; unter ihnen sei Köln mit 11 109,94 Hektar genannt. Damit ein Vergleich mit außerdeutschen Hauptstädten möglich wird, sei bemerkt, daß das Weichbild der Stadt Wien im Jahre 1891 um 12 272,19 Hektar erweitert worden und heute 27 308 Hektar groß ist, und daß Moskau 7000, Paris 2802, Petersburg 8500, London 30 285, Philadelphia 33 561 und New York 86 664 Hektar Flächeninhalt haben.

Während anderswo durch die Gesetzgebung die Eingemeindung der Vororte bewirkt wurde,

förderte die preussische Regierung Berlin gegenüber die Vororte. Sie gab Schöneberg, Nitzdorf und Wilmersdorf Stadtrechte, und der Zeitpunkt ist nicht fern, wo sich diesen neuen Städten andere anreihen. Die Gerechtigkeit gebietet allerdings, auch hier anzuerkennen, daß ein Teil der Schuld Berlin insoweit trifft, als es den richtigen Moment verpaßte. Am 29. September 1891 erging ein Erlaß des Oberpräsidenten an den Magistrat, der um eingehende Neußerungen über die Eingemeindungsfrage ersuchte. Kurzlichkeit wollte damals nur den Berlin näher gerückten und wohlhabenden Teil der Vororte einverleibt wissen, während die Sozialdemokratie für eine Eingemeindung im weiteren Umfange war.

Als schließlich die Stadtverordnetenversammlung am 21. Oktober 1895 mit 71 gegen 43 Stimmen in diesem Sinne beschloß, empfand der Magistrat von neuem Bedenken. Im Jahre 1896 erstattete er abermals dem Oberpräsidenten Bericht über die Eingemeindungsfrage, doch hat er bis heute auf seine Eingabe noch keine Antwort erhalten.

Wie schwer es Berlin wird, sich in die bestehenden Zustände zu fügen, zeigt eine Denkschrift, die der Oberbürgermeister Kirchner im vorigen Jahr verfaßte, nachdem der Minister des Innern ihn am 21. November 1905 aufgefordert hatte, sich über die Mängel des gegenwärtigen Zustandes zwischen der Reichshauptstadt und den Vororten zu äußern. Di Schwierigkeiten treten in gleichem Maße sowohl auf öffentlich-rechtlichem als auf wirtschaftlichen Gebiete hervor.

In einer Länge von über 20 Kilometern liegt die Berliner Weichbildgrenze in Straßen die der Stadt und den benachbarten Vororten gemeinsam sind; man braucht nur über den Damm zu gehen, um in einem anderen Vorort zu sein. Es sehen sich ferner 48 Straßen ohne Unterbrechung von Berlin in die Nachbarvorort fort. Am 1. Dezember 1900 waren nach den Feststellungen des Berliner Statistischen Amtes von 1 185 153 in Berlin und den Nachbarorten wohnenden selbsttätigen Personen beiderlei Geschlechts 112 732 außerhalb ihres Wohnortes beschäftigt; 31 Berliner Zimmungen erstreckten sich gleichzeitig auf eine mehr oder minder große Anzahl Vororte, ebenso 21 Betriebs- und 11 Zimmungsstraßenkassen. Von den im Jahre 1905 bei Berliner Behörden beschäftigten 20 200 höheren und mittleren Beamten hatten ferner 7941 ihren Wohnsitz außerhalb Berlins in den Vororten. Sechs Vororte werden von Berlin mit Gas versorgt, vier Vororte mit Wasser fünfzehn Vororte beziehen Elektrizität aus den privaten Elektrizitätswerken, zu deren Übernahme die Stadt am 1. Oktober 1915 kontraktlich berechtigt ist, neun Vororte sind ganz oder teilweise an die Berliner Kanalisation angeschlossen, und in sechs Vororten hat Berlin Grundstücke mit einem Flächeninhalt von 878 Hektar liegen.

Diese Angaben lassen den Wirrwarr erkennen, der sich aus dem gegenwärtigen Zustande ergeben muß und über den nebenher bemerkt, die Staats- und Reichsbehörden sich längst hinweggesetzt haben. Der Postbezirk Berlin dehnt sich bis weit nach Charlottenburg und Wilmersdorf hinein aus, die Justiz kümmert sich nach dem am 16. September 1899 erlassenen Gesetz über die Gerichtsorganisation ebenfalls nicht im geringsten um die Weichbildgrenze, desgleichen dehnt die Berliner Polizei ihre Befugnisse über die meisten Vororte aus. Handelskammer und Korporation der Kaufmannschaft sind ebenfalls nicht an die Stadtgrenze gebunden. Nur Berlin als Stadtgemeinde hat in die Angelegenheiten der Vororte nicht das geringste hineinzureden, und in vielen Fällen treibt der kleine Nachbar der Reichshauptstadt gegenüber sogar eine Art Obstruktionspolitik.

(Schluß folgt.)

Lieder der russischen Revolution.

In Deutsche übertragen von Fred M. Balte.

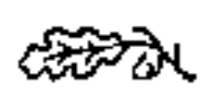
Wiegenlied.

„Hinter dunklen Wetterwolken
Birgt sich scheu des Mondes Schein. . .
Schlaf, mein Liebling, in Sibirien
Denkt der tapfere Vater Dein.

Von den Schergen streng behütet,
Unter schwerer Ketten Last,
In dem tiefen Schacht der Berge
Gräbt er ohne Ruh und Raß.

Denn für seine Ideale
Kämpfte er sein Leben lang,
Schlaf, mein Liebling, bald, gar balde,
Ruft auch Dich der Freiheitsklang.

Hinter düstren Wetterwolken
Schwindet scheu des Mondes Schein. . .
Schlaf, mein Liebling, aus Sibirien
Grüßt Dich stumm der Vater Dein!“



Soldatenlied.**

Schieß zu, Soldat, und ziele gut,
Vielleicht gibt in der selben Stunde
Dem eignen fernen Weib und Kind
Auch ein Soldat die Todeswunde.

Schieß zu, Soldat, und ziele gut,
Triff ja das Herz nur nicht daneben!
Erschlag den Feind, doch wisse Du:
Ein Rächer wird uns wiederleben.

Im Nahrung bittend stirbt im Dorf
Der arme Bauer unterdessen . . .
Mit Bajonetten und Schrapnell's
Helft Ihr ihm seine Not vergessen.

Man führt Euch hin, den Arbeitsmann
Mit Kugeln in den Tod zu treiben,
Und gibt Euch Branntwein ohne Maß,
Um das Gewissen zu betäuben.

Die Pfaffen segnen Euer Tun,
Ihr dürft selbst Eure Väter töten,
Und auch der weiße Friedenszar
Will für Euch zum Allmächtigen beten.

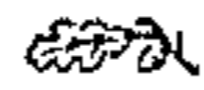
Stoß zu, Soldat, gebrauch Dein Schwert.
Mit Fäusten peinig uns, mit Tritten,
Schlag Deinen Nächsten, der fürs Volk
Im Kampf und Elend hat gelitten.

* Man beachte die erste Notiz auf der letzten Seite dieser Nummer.

** Dieses Lied wird besonders von den eingekerkerten Revolutionären gesungen, wenn gegen sie, wie z. B. bei Hungerstreiks und anderen Anlässen, Militär mit dem Befehl, d. h. der ersten günstigen Gelegenheit zu schießen, geführt wird.

Schieß nur, auf wen man's Dir befiehlt!
Erschlag die Schwester und den Bruder,
Erschlag das Weib, die Mutter Dein! —
Noch sind ja Deine Herrn am Ruder! . .

Drum schieß, Soldat, und ziele gut!
Vielleicht gibt in der selben Stunde
Dem eignen fernen Weib und Kind
Auch ein Soldat die Todeswunde.



Es naht der Tag

Es naht der Tag! Das Frührot dämmert schon,
Es naht die Stunde, da wir kämpfend siegen.
Da unsre Feinde, von des Volkes Zorn
Zerschmettert, endlich uns zu Füßen liegen.

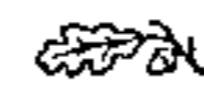
Es naht der Tag! Die Saat hat ausgereift,
Und sie beginnt nun endlich Frucht zu tragen.
Und doch ist noch die Erde rot vom Blut,
Und kaum verklungen sind des Volkes Klagen.

Schaut nur empor! Wir sind noch nicht am Ziel,
Noch drohen dunkle Wolken in der Ferne,
Noch gilt's zu enden manchen blut'gen Kampf
Eh' endlich strahlen uns der Freiheit Sterne.

Doch dann — dann wird auch uns der süße Lohn,
Und wir erglänzen im Glanz der Freiheitssonne.
Dann pflücken wir die Früchte unsrer Mühen
Und fühlen stolz des Sieges heiße Wonne.

Dann steigt das Volk empor zu neuem Glanz,
Wie einst der Phönix aus dem Feuerbrande.
Dann blüht ein neuer Morgen voller Pracht
Dem alten, blutgedüngten Mutterlande.

Es naht der Tag! Das Frührot dämmert schon,
Es naht die Stunde, da wir kämpfend siegen.
Auf Brüder, auf! Und schlägt der Feinde Heer,
Daß sie zerschmettert uns zu Füßen liegen.



Kampflied.

Rot weht die Fahne, rot ist unser Blut!
Nur Ketten sind unser einziges Gut,
Nun gilt es, das Joch zu sprengen.

Laßt sie nur morden und sengen,
Die Söldnerscharen, wir fürchten sie nicht!
Brüder, heut halten wir blut'ges Gericht,
Wir! Die Kämpfer des Volkes

Heut ist der Tag — so beginne der Kampf.
Hört Ihr es klingen im Pulverdampf,
Das Lied, das die Väter einst sangen,
Seht Ihr die Feinde schon hängen?

Die Söldnerscharen, wir fürchten sie nicht!
Brüder, heut halten wir blut'ges Gericht,
Wir! Die Kämpfer des Volkes

Wahre Dich heute, Du Schergengeschlecht,
Wir kämpfen für uns, für die Freiheit,
das Recht,

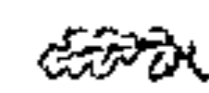
Doch Ihr habt um Gold und Dukaten
Das Volk, Eure Brüder, verraten.

Ihr Söldnerscharen, wir fürchten Euch nicht.
Brüder, heut halten wir blut'ges Gericht,
Wir! Die Kämpfer des Volkes

Vorwärts zum Kampf! Bis des Volkes Kraft
Endlich gesiegt. Bis der Feind dann, erschlaßt,
Bittend steht um Erbarmen,

Und wir die Freiheit umarmen.

Ihr Söldnerscharen, wir fürchten Euch nicht.
Brüder, heut halten wir blut'ges Gericht,
Wir! Die Kämpfer des Volkes



Trauermarsch.*

Ihr sielet zum Opfer dem blutigen Kampf,
Ihr starbt für die Armen, Gebückten.
Ihr gabt Euer blühendes Leben dahin
Für die Freiheit der Unterdrückten.

Und habt Ihr auch manchmal im Kerkergeleß
Verzagt, ob das Volk noch zu retten,
Gar rasch die Zuversicht wieder Euch kam,
Es klrerten gar hell Eure Ketten.

Der Mächtige mag im stolzen Palais
Seine Angst mit Champagner betäuben.
Die feurigen Lettern an weißer Wand
Wird auch ihm eine Hand bald schreiben.

Dann bricht unser Joch, dann erhebt sich das
Volk,

Dann geschehen Wunder und Zeichen
Ruht sanft, tote Brüder! Auch Ihr truget bei,
Das ersuchte Ziel zu erreichen!

Ihr sielet zum Opfer dem blutigen Kampf,
Ihr starbt für die Armen, Gebückten.
Ihr gabt Euer blühendes Leben dahin
Für die Freiheit der Unterdrückten.

Wir werden Euch rächen! Das schwören wir
hier

Euch, den toten, geliebten Genossen:
Nicht werden wir ruhn, bis der blutigen Saat
Einst die goldene Freiheit entsprossen!

* Wird hauptsächlich bei Beerdigungen gesungen.

Poffstraße im Donautale. Es ist früh am Morgen. Ein kühler Herbsthauch streicht über den Wassern das Tal entlang. Etwas Müdes liegt auf der Welt. Ein feiner, bläulichgrauer Nebel wogt in den Zenten des weiligen Geländes.

Hart am Fluß läuft die Straße. Ein paar Spätsommerblumen träumen noch am Wege. Bräunlich und spröde rollt sich bereits das Laub der Büsche. Zwei Postwagen poltern heran. Es geht bergauf. Da hat man kräftige Gäule vorgespannt. Sie traben stolt den altbekannten Weg. Eine bunte Gesellschaft sitzt im Innern der Gefährte. Bäuerlein, Städtler und Stadtmenschen, Männer und Frauen. Das lacht und schwatzt und lärmst durcheinander, oder macht ein Nickerchen, wenn einer grad das Frühlingsglocken nicht gewohnt ist.

Ein Mädchen steht am Wege. Sie hat das Kopftuch fester ums Haar gezogen, damit ihr der Septemberwind nicht gar zu arg zerzaust. Ihre Miene weiden im harten, bereits gelbenden Graue. Auf ihren Stecken gestützt, starrt sie mit großen Augen die Vorüberfahrenden an. Manch neckisches Wort fliegt zu ihr hinüber. Sie aber träumt von der fernen Fremde, der die Wagen zurollen, bis die letzte Staubwolke verfliegen und nur noch die Weiten der Donau ihr rauschend ins Ohr flüstern. —

Das russische Revolutionslied. Große Ereignisse werfen nicht nur ihre Schatten voraus, sondern sie üben zugleich eine tiefe Wirkung auf die Literatur ihrer Zeit aus; so hat auch die russische Revolution dem Schrifttum Rußlands ihr Zeichen aufgeprägt.

Es ist nicht der Zweck dieses kurzen Essays, den Anfängen der politischen revolutionären Strömung in der russischen Literatur nachzuspüren, — obgleich das an sich eine sehr interessante Aufgabe wäre —, sondern vor allem einiges über das russische Revolutionslied zu sagen.

Bei dem leidenschaftlichen, leicht zu entflammenden und schwärmerischen Temperament der Slawen ist es erklärlich, daß größere Ereignisse des Lebens in erster Linie im lyrischen Gedicht und in der sentimental-lyrischen Ballade zum Ausdruck kommen. Ich spreche hierbei absichtlich von einer „sentimental-lyrischen“ Ballade, denn an und für sich darf die Ballade, die ich zur Epik und im äußersten Falle zur dramatischen Dichtung rechne, nicht sentimental und lyrisch sein, sondern sie muß im Gegenteil hart und ebern wirken.

Bei der russischen revolutionären Ballade ist dies nicht der Fall. Sie wirkt weich und träumerisch und klingt aus in jener stummen, wehmütigen Resignation, die sonst dem Märchen eigen ist.

Zu Inbetracht des slawischen Charakters ist es jedoch, wie schon gesagt, kein Wunder, daß der ganzen sozialen und revolutionären Dichtung diese Eigentümlichkeit anhaftet. Dröhnende, hinreichende Kampf- und Freiheitsgesänge, wie sie ein Herwegh (besonders im zweiten Teile der „Gedichte eines Lebendigen“) und, von den „Jüngsten“, ein Dehmel schufen, haben unsere slawischen Nachbarn nicht aufzuweisen.

Die Originalität der russischen Revolutionsdichtung besteht einmal eben in der erwähnten eigenartig sentimental-lyrischen Note, die selbst in den glühendsten Kampfesliedern ausgeprägt ist.

Das russische Revolutionslied richtet sich vor allem an das Gemüt. Es versucht, verstummte Saiten aufs neue erklingen zu lassen. Es troht nicht so sehr, wie es bittet. Bittet und an das Gefühl der Gefinnungsgegnossen appelliert. Und gerade diese Art und Weise übt auf das slawische Naturell eine ungleich stärkere Wirkung aus, als sie eine stahlhart klingende, trohige Kampfespoesie haben würde. Denn sie findet den Weg zum Herzen. . . .

Der Ursprung des heutigen russischen Revolutionsliedes ist in den meisten Fällen, soweit es sich nicht um die in den Journalen veröffentlichten Poemien der „Salon“-Revolutionäre, sondern um überall im Volke verbreitete Dichtungen handelt, schwer zu entdecken. Vielfach Kinder des flammenden Augenblicks oder der Gefängnis-einsamkeit, tauchen sie plötzlich auf, werden von Mund zu Mund weitergegeben und sind dann bald Gemeingut des kämpfenden Volkes geworden. Eine mehr oder weniger einfache Melodie dazu ist bald gefunden, und das neue Lied erklingt laut aus tausend begeisterten Kehlen. . . .

Fast alle Lieder, die zu sammeln mir möglich war, haben schon ihre Feuerprobe durchgemacht. Am „blutigen Sonntag“ unter den Säulen des Militärs, auf den Barrakaden in den Straßen Moskaus und bei den Massenhinrichtungen sind sie von freudigstürmenden Kämpfern gesungen worden. Bald Schlachtenruf, bald Totenlied. . . . Doch stets klang aus ihnen die Hoffnung auf die Morgenröte einer neuen Ära. —

Die Salpeterer. Die deutsche Geschichte meldet vom dreißigjährigen Kriege bis zur großen Revolution so gut wie nichts von freizeittlichen Neigungen im Volke. Und doch hat es sich im Laufe des 18. Jahrhunderts wiederholt recht lebendig an einem weltentlegenen Fleck im badischen Schwarzwald gezeigt: in der Grafschaft Hauenstein nämlich, die zwischen der oberen Schwarzach und Werra lag. Hier war die Kette der revolutionären Tradition von der Zeit des großen Bauernkrieges her nicht abgerissen, ja, schon lange vor der allgemeinen Erhebung des Jahres 1525 hatte es sich im Hauensteinischen mächtig ereignet. Die Bauern hier waren im ausgehenden Mittelalter teils freie Besitzer, teils Hintersassen, teils Leibeigene der nahe Abtei St. Blasien. Die Abteie suchten die ganze Bevölkerung zur Hörigkeit herabzudrücken und werden auch wohl die damals üblichen Missetaten der Urkundenfälschung zu frommen Zwecken nicht verschmäht haben. Jedenfalls, die Bauern im Hauensteinischen erkannten die Pergamente von St. Blasien nicht als beweiskräftig an, sondern nahmen den Standpunkt ein, daß sie allesamt völlig frei seien; ein Graf von Hauenstein habe sie alle für frei erklärt und sein Gebiet mit dieser Bedingung dem Reich vermacht; sie wollten also auch nicht zu Oesterreich gehören, das gleichfalls Rechte im Hauensteinischen geltend machte. So bildeten sich schon vor dem Bauernkrieg acht „Einungen“ der Hauensteiner, wodurch die Bauern sich verbrüdereten, „einander zu helfen gegen männiglich, so sich wider uns setzt oder uns angreift“. Und es war schon öfter in den Wäldern zwischen Schwarzach und Werra stürmisch zugegangen, als das Jahr 1525 kam. Da ließen die Hauensteiner nicht auf sich warten. Die wiedertäuferische Lehre hatte jetzt unter ihnen Wurzel geschlagen. Sie zogen nach St. Blasien, wo sie es auf die widerwärtigen Dokumente der Abtei abgesehen hatten. Bis an die Kette konnte man damals in den Heben der zerrißnen Urkunden waten. Mit St. Blasien hatten die Hauensteiner es denn auch im 18. Jahrhundert zuerst hauptsächlich zu tun, als sie sich wieder zu Haus erhoben. Schon vorher hatten sie wiederholt kleinere Späne mit dem Hause Oesterreich gehackt. Der große Salpetereraufstand von 1719 aber richtete sich in erster Linie gegen die Abteie, unter deren Krummstab sich die Hauensteiner Bauern durchaus nicht beugen wollten. St. Blasien war nämlich wieder dabei, seine sogenannten Rechte zu erweitern, vor allem die Leibeigenschaft voll und ganz herzustellen. Dagegen erhoben sich die Salpeterer wie ein Mann. Salpeterer nannte man die empörten Bauern nach ihrem Hauptführer Johann Fridolin Albis, der mit Salpeter handelte. Der Salpeterhannes nahm die alte Tradition wieder auf, daß sie kraft gräflichen Testaments weder St. Blasien noch Oesterreich untertan seien, und er knüpfte auch an die alte Wiedertäuferlehre wieder an: in den nächsten Versammlungen hieß es, das Reich Gottes sei nahe, Herren und Soldaten müßten erschlagen werden, die Güter der Bösen den Gerechten zufallen. Unter der Leitung des Salpeterhannes behaupteten die Bauern an die acht Jahre eine faktische Unabhängigkeit, zahlten weder Zins noch Zehent. Schließlich sprang die vorderösterreichische Regierung der Abtei bei, ließ den Bauernführer fangen und in den Kerker werfen, den er nicht mehr lebend verließ. An seiner Stelle aber leitete zunächst der Müller Martin Thoma von Haselbach die Bauernrepublik im Schwarzwald, bis die österreichische Regierung 1200 Mann Militär in die Berge schickte. Bei Doggerstraten die Salpeterer den Soldaten entgegen, waren deren überlegener Bewaffnung aber natürlich nicht gewachsen und zogen bald den kürzeren. Müller Thoma wurde darauf in Belgrad eingekerkert, eine Anzahl anderer Führer nach Ungarn deportiert, die Bevölkerung entwaflnet. Ungefähr zehn Jahre später brachten die Hauensteiner es aber doch dahin, daß sie der Ansprüche von St. Blasien ledig wurden: für 58 000 Gulden erkannte die Abtei die Freiheit der Bauern an. Damit kehrte aber nicht der Friede in den Bergen wieder ein, sondern nun griffen die Hauensteiner alsbald mit Oesterreich aneinander. Sie bestritten die österreichischen Herrschaftsrechte und schickten eine Gesandtschaft nach Wien, um darzutun, daß ihr Gebiet nicht zu Oesterreich gehöre, sondern freies Reichsland sei. Die Gesandten kehrten natürlich zurück, ohne etwas erreicht zu haben. Aber die Volksversammlung in Hauenstein blieb auch auf ihrem Standpunkt. Ein neuer Aufstand erfolgte, und 1739 kam es bei Ebluhl zu einem neuen Kampf mit österreichischen Soldaten, die wieder obliegen. Sechs Bauernführer wurden gefängt, die jungen Leute zum Militär ausgeschoben. Indes, die Salpeterer ließen den Mut nicht sinken. Waks erhoben sie sich wieder; nachdem sie nächtliche Versammlungen abgehalten hatten, stellten sie die Steuerzahlung ein und stürmten sogar die Stadt Waldshut, um sich ihre

Waffen wiederzuholen. Das Ende vom Liede war natürlich, daß das Militär schließlich die Kirchhofsrube herstellte. Und 1755 ließ Maria Theresia mehr als hundert Salpeterer nach Siebenbürgen deportieren. Danach erfolgte im Hauensteinischen kein Bauernaufstand mehr, aber das Andenken an die Heldentat der Salpeterer erhielt sich bis weit über das Revolutionszeitalter hinaus. — dy.

Widersprüche über die Gefährlichkeit mancher Reptilien. Jeder, der sich für Tiere interessiert, wird sicherlich häufig mit Stammen wahrgenommen haben, die dasselbe Geschöpf von den Naturforschern ganz verschieden beurteilt wird. Greifen wir eines der bekanntesten Tiere heraus, den Löwen. Schon als Kind hört man, wie er der König der Tiere ist, und bekommt vor seiner entsetzlichen Stärke und Mäandigkeit den gebührenden Respekt. Auf der Schulbank liest man, daß Homer seine Helden in unzähligen Fällen mit Löwen vergleicht, wodurch er ihnen das größte Lob erteilen will. Ganz anders lauten die Urteile mancher heutigen Naturforscher über dieses bekannte Raubtier. Da wird man unwillkürlich an den Kreuzfahrer erinnert, der seiner Meinung nach nur eine große Maie totgeschlagen hat und nun erstaunt ist, daß die Eingeborenen ihn als löhnen Löwenbezwinger feiern.

Zum Teil erklären sich diese Verschiedenheit leicht aus folgenden Gründen: Zunächst liegt es auf der Hand, daß sich dasselbe Tier je nach Stimmung und Umständen ganz verschieden verhalten wird. Wie furchtbar ist ein Fuchs, und wie mutig ist es, wenn es als Mücke seine Krächlein führt! Wie sehr ist der Storch, und wie feige das Kamel, und doch sind sie ganz umgewandelt zur Brunstzeit, wo sie ohne Besinnen einen Menschen annehmen! Ebenso wird ein gefälliger Löwe weit weniger angreifbar, lustig sein als ein hungriger oder ein verwundeter. Ein hungriger Löwe ist ein Teufel, sagen mit Recht die Staftern. Ferner gibt es mehrere Unterarten von Löwen und Tigern, die sich auscheinend verschieden verhalten. So würde auch hieraus mancher Unterschied der Schilderungen erklärbar sein. Bei den Skrobiliten ist unzweifelhaft die Gefährlichkeit je nach den einzelnen Gegenden und Umständen ganz verschieden, wie ein so vortrefflicher Kenner wie v. Wissmann ausdrücklich hervorhebt. Er schreibt hierüber folgendes: „Wo das Skrobil selten vorkommt, ist es allerdings für Menschen meistens ungefährlich, da es an den Fischen reichlichen Fraß findet und andere Beute kaum annimmt.“ Weiter heißt es: „Im Schire sind die Bestien so gefährlich, daß bei jedem Dorf die Stellen, wo die Eingeborenen ihr Wasser schöpfen, mit Palisaden nach dem Wasser zu eingeeckt sind.“ Grundverschieden lauten auch die Angaben über die Gefährlichkeit der Hyäne. Nach bisherigen Schilderungen konnte man dieses Geschöpf direkt als Sinnbild der Feigheit betrachten, ja die kriegerischen Stämme der Wüste hatten jede Waffe, mit der eine Hyäne getötet ist, für besetzt und zum ferneren Gebrauche für Krieger für unwürdig. Ganz anders lauten die Angaben heutiger Naturforscher über dieses widerwärtige Geschöpf, namentlich über die Tüpfelhyäne. So schreibt z. B. Pauflische: „Die Tüpfelhyäne bildet eine wahre Landplage in Harar. Tiere von außerordentlicher Größe leben in Menge auf den Abhängen der benachbarten Gebirge und bringen alle Tage nach Sonnenuntergang an vielen Stellen in die Stadt ein, greifen Vieh und Menschen an und haben schon Tausende von Hararimern in das Jenseits befördert.“

Auch eines Fisches sei hier gedacht, dessen Gefährlichkeit grundverschieden geschildert wird: des Haiisches. Hat es doch Naturforscher gegeben, die überhaupt bestritten, daß der Haiisch Menschen angreift. Demgegenüber versichert z. B. Oberländer, mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie im Roten Meere ein Haiisch einen Knaben packte. Auch hier scheinen die einzelnen Gegenden merkwürdig abweichende Arten zu beherbergen. Zum Schluß sei noch der Wair erwähnt. Hier können wir ebenfalls die Beobachtung machen, daß die bekanntesten Arten, nämlich Eisbär, Grizzlybär, Lippenbär, bald als entsetzliche Ungeheuer, bald als harmlose Burschen geschildert werden. Von dem Eisbären schreibt ein neuer Naturforscher: „Auch ihm ist es gegangen wie seinem Vetter, dem grauen oder Grizzlybären: Erzählungen von einzelnen graufigen Abenteuer haben die ganze Art in Verruf gebracht. Er wehrt sich seiner Haut, wenn es sein muß, doch flieht er den Menschen, solange er kann, und selbst gereizt oder gar verwundet, greift er sehr selten an.“ Nebrigens scheinen Eisbär und Grizzlybär erst weniger furchtbar geworden zu sein, nachdem sie den Menschen und namentlich die Wirkung des Feuergewehrs kennen gelernt haben. — th. z.

Nachdruck des Inhalts verboten!